

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Hierzu „Ziehungs-Liste“ No. 17.

Halbtrauer.

Was frommen Tzänen und was frommen Klagen?
Der Blick nach dem der letzten Augen.
Es kommen Schiffe, kühlend Staub erregend,
Es kommen Tüde mit gelinden Schwingen,
Doch keiner wird den lieben Bülow bringen.
August v. Platen: „An Otto v. Bülow“,
August 1821.

T. W. Es scheint, daß es diesmal aus ist, wirklich aus, und daß wir ihn verlieren werden. Der Jovialität in seiner Natur und dem Witz seines Witzens haben uns oft verstimmt, und wenn er bliebe, würden wir ihn gewiß noch manchmal bescheiden müssen — aber wenn er geht, werden wir ihn doch mehr als leere Abschiedsformeln nach. Er war niemals glanzlos, niemals grau und uninteressant, und wer weiß, was für ein langweiliger Nachwächler er an seiner Stelle stehen wird. Gern, es wäre überflüssig, wollte man die schmerzlichen Worte an ihn richten, die der Graf v. Platen einst einem anderen Bülow gewidmet. Aber eine leichte Melancholie bespricht doch unwillkürlich das Herz, und gern legen wir, um dem Scheidenden zu huldigen, Halbtrauer an.

Fürst Bülow stirbt nicht an der Erbschaftsteuer, die nur ein Vorwand war — er stirbt an dem Falle des Zeitungs, an den Nachwehen der Novemberrage und an fernem Verprechen, die Wahlkreise zu fördern. Aber er stirbt doch vor allem an seiner eigenen Doppelseinigkeit, die ihn beugte, den rechten Weg zu erkennen, und die ihn dann doch wieder von diesem Wege zurückführte. Statt in den Novemberragen den günstigen Moment zu nutzen und seine Stellung zu sichern, zeigte er einfach die Hölle, statt dem „Hinter“, das er durch die — ad, platonische Anticipation der Wahlreform empfing, sich entgegenzusetzen, erwartete er geduldig den Tag. Er wollte zumal auf einmal: den Nimbus des modernen Staatsmannes und den agrarischen Reichthums. So trat diesen Vorfällen und Verdrängten der ihm geschlossene Tod.

Obgleich er von der Steuerreform gewiß genug hat und obgleich er die Reformen mit Respekt zu sagen, wohl nicht mehr rufen kann, will er doch noch bleiben, bis das alles erledigt ist. Er hatte uns oft versprochen, seine Finanzreform ohne Erbschaftsteuer zu akzeptieren, aber es scheint, daß er seinem qualitativen Pflichtgefühl zu folgen glaubt, wenn er dieses Versprechen bricht. Es wäre nicht verwunderlich, wenn die Konventionen der Liga jetzt plötzlich Zweifel einer eben erst verkündigten Reform und auf mancher Regierung verdrängen sollte, denn das Ziel, die Abmilderung des Fürsten Bülow scheint erreicht, und jetzt gilt es, sich beim Kaiser wieder einzufügen. Die Koalition wird den Monarchen nicht weiter erzürnen, wird bei einem Kanzlerwechsel mit dabei sein wollen, und sie wird vielleicht ganz blank und klein werden, nach jener Hebung. Sie muß auch weichen, wenn die Regierung die Bildung zu beschleunigen, denn wer verbürgt, daß der erdölfte Fürst sonst nicht abermals

Die weiße Gefahr.

von Kurt Aram. (Nachdruck verboten.)

Die Rede von Miss Giffie Sichel wird nach den Zeitungsmedungen am 18. Juni in einem Zimmer des „Hilfsvereins“ des „Hilfsvereins“ in der ersten Avenue von Chinatown in einem Kloster gehalten. Tschu Gain, der Besitzer des Gasthauses, wird verhaftet, schließlich aber doch wieder gegen eine Kaution auf freien Fuß gesetzt. Der Hauptverdacht richtet sich gegen Lee Sin, als Christ William Lee genannt, weil er unter anderem auch ein Verhältnis mit Miss Giffie hatte, und weil er sich, am 22. Juni wird Tschu Gain verhaftet, der Freund und Zimmergenosse von Lee Sin, kommt die Nachricht, daß die britische Bowry-Mission geschlossen wurde, und daß Tschu Gain ein „dritten Grab“ behandelt wird. Am 24. erfahren wir, daß die Gesellschaft „Gip-fing-Zong“, der Lee angehört, und die Gesellschaft „Ding-long-Zong“, deren Mitglied der Gaimin Tschu Gain ist, einander in den Straßen liegen. Gestern, am Sonntag, endlich heißt es, Lee sei es vermutlich gelungen, aus den Vereinigten Staaten zu entfliehen.

Dies die wichtigsten Zusammenhänge aus dem Verhör von Nachricht, die ich zur Orientierung des Lesers noch einmal herausgehoben habe. Stimmen sie, so folgert ich, daß Lee auf Wahrscheinlichkeit nach überhaup nicht der Mörder war. Mit einem ersten Verdacht verhält es sich wie mit der Liebe auf den ersten Blick. Es ist leicht nicht viel dahinter. Lee hat auf ein wenig Geld, die Amerikaner zu erfordern. Er war der heutzutage possidens, er war der erfolgreichste von allen weißen Missionaren. Aber warum floh er, wenn er nicht unglücklich war? Nun, ein Mann, der als Dominator auftritt, pflegt nicht übermäßig mutig zu sein. Aber so flaggt er schon, um zu wissen, daß auf ihn der erste Verdacht fällt, da Giffie Sichel natürlich seine Geliebte war; immer angenommen, daß er nicht zugleich mit der Geliebten ermordet wurde, was mir am plausibelsten klingt. Auch an die Möglichkeit von Tschu Gain glaube ich nicht recht. Dieser Verdacht droht doch eigentlich nur auf der Tatsache, daß er Giffies Freund und Zimmergenosse war. Warum sollte er dann nicht mit dem Freund geflohen sein? Dagegen würde ich Herrn Tschu Gain nicht gegen eine Kaution so ohne weiteres auf freien Fuß gesetzt haben. Er war der Besitzer des Gasthauses, konnte also in ihm am ungeschicktesten tun und lassen, was er wollte. Er hätte Giffie Sichel, er wollte sie sogar heiraten, er spielte sich als

von den Toten auferweckt? Nur, wenn sie den Hauptmann hegen sollte, daß er aus Sterben garnicht denkt, nur dann würde die Tortur der Steuererweigerung wahrscheinlich vorliegen.
Aber Fürst Bülow's Entschluß steht, heute wenigstens, unerschütterlich fest, und so gleichen diese letzten Tage, die wir noch mit ihm zusammen erleben dürfen, Tagen einer trüben Agonie. Mit einer leisen Wehmut werden wir diesen liebenswürdigen Gentleman, dessen Leben, ungenau werden wir, zwischen den talentierten Rednern so vieler Parlamentarier, sein formvollendetes Wort vermischen, und mit Bedauern wird es uns erfüllen, daß er den dunkelsten der Mächte unterlag. Sein Schicksal zeigt, wie unerlässlich diese Mächte sind, und die Tatsache, daß man nicht waagt, den Kampf mit ihnen aufzunehmen und den Reichstag auszulösen, spricht klar für ihre Allmacht. An der Spitze des erlöschenden Kanzlers, bei den Geheimen meines Kanzlers, wie der Kaiser Major sagt, sollte das langwierige der Wölfer sein der Schwere letzten: Kampf bis aufs Messer, der konfessionslos-reaktion! Und so, nicht mit unumänderlicher Mäßigkeit, sondern in männlicher Entschlossenheit, bringen wir Eurer Durchlaucht unsern Kranz.

Die Krisis und die freisinnigen Parteien.

Der Reichstagsabgeordnete Geheimrat Albert Traeger, den wir um seine Ansicht über die augenblickliche innerpolitische Lage befragt, äußerte sich folgendermaßen:

„Nach meiner Meinung war es unumgänglich notwendig, daß der Reichstag über die Frage der Reformen entschieden, bevor ungewissheit war, ob es für die Regierung die Demission unter den gegebenen Verhältnissen nicht annehmen würde. Ich glaube, man geht nicht fehl, wenn man meint, daß auch Fürst Bülow diese Überzeugung gehabt hat. Was nun eigentlich werden soll, das ist natürlich nicht voranzuführen. Es ist nicht unmöglich, daß die Regierung, was sie an indirekten Steuern erhalten kann, nimmt, und die direkten Steuern bis zum Herbst vollständig fallen läßt. Diese Möglichkeit einer Lösung der Reformfrage, mit der immerhin geändert werden muß, würde natürlich für die liberalen Parteien unannehmbar sein. Wir können uns nach meiner Meinung auf indirekte Steuern nur dann einlassen, wenn direkte Steuern gefunden sind, die uns ausgleichen und die einen gewissen Ausgleich herbeiführen. Wir ist es auch nicht recht verständlich, warum der Reichstag die Reformen nicht im Reichstag, sondern eine Kommission bilden würde — für die Regierung nicht inaktivität geworden. Wir liberalen haben die Pflicht, und nur die eine Pflicht, uns selbst zu bleiben. Wir müssen ausstehen und wenigstens versuchen, durch energische Opposition zu zeigen, daß wir nicht unsere Zustimmung zu einer Finanzreform geben, die nicht nur unsern Programmen, sondern auch an erster Stelle den Interessen des Volkes widerspricht.“

Wir möchten hier, auf den von Traeger's hinzuzufügen, daß der Standpunkt, auf den der vereehrte Senior der freisinnigen Parteien sich stellt, auch als der einzig richtige und einzig mögliche erscheint.

Zuge gar zu sehr als Wiederkehr auf. Er und niemand anders hat behauptet, daß Lee auf ihn eifersüchtig sei und ihn bedröhrt habe. Ein Freund von ihm übertrug das fingierte Telegramm in das Elternhaus der Ermordeten, wonach sich Giffies Verwandte über ihr Fehlverhalten nicht zu beunruhigen brauchen. Und warum gerät eigentlich gerade die Gesellschaft „Ding-long-Zong“ in so Zorn? Weil Herr Tschu Gain da übergegangen für seine Unschuld plädiert hat. Aber er war der Mörder, der sein Geld hatte, und Lee war neben ihm im Ansehen ein armer Zerkel, was jeder Rationalist nach einer besonderen Sachsel gibt. Ich würde vor allem den Gehirnt in Auge behalten! Ueberlegen wir nun einmal die ganze Situation in unsere Verhältnisse. Nehmen wir an, etwa im alten Berliner „Schneckenviertel“ würde nicht nur von den Nachbarn der Heilmann missioniert, die zum guten Teil aus der gleichen Schicht kommen wie die zu beschreibenden, sondern von jungen Mädchen und Frauen unserer ersten Gesellschaft. Das ist für uns vorläufig noch eine groteske Vorstellung! Giffies Weisel gibt uns hin wieder, daß es auch in Deutschland Missionare gibt, die bevor der Mord in Chinatown geschah, in ihren Leben hier und da auf die vorbildliche Frömmigkeit der vornehmen Amerikaner hingewiesen und dabei wohl, wie es die Ironie des Lebens zwischen schon will, auf jene Ginevrien missioniert haben. Eine groteske Vorstellung, die in New-York aber schon Wirklichkeit wurde, sogar einer fremden Volk gegenüber, deren Mission in Chinatown liegt.

Wir können junge, vornehme Amerikanerinnen zu solchen Schritten? Wir hören, Giffie Sichel war ein schönes, lebensvolles Geschöpf, das sich schon als ganz junges Mädchen in der „Gesellschaft“, der sie angehört, nicht recht wohl fühlte, sie glorierte und durchschaut. Gesund und glücklich sein und dabei zur Unzufriedenheit verurteilt, lebensvoll, sein und dabei allen natürlichen Einn und Zorn durch die Brüder speien müssen, diesem englischen Gesellschafts-artikel, der durch den Export der alten Puritaner nach Amerika nur so hart und unverwundbar geworden ist wie ein Schiffsweib, — das muß auch einen von uns aus tüchtigsten Menschen auf die Dauer aus dem Gleichgewicht bringen. Das erregt mich der Zeit jene trostlose Stimmung, wie sie einmal Madame du Deilaud, die Ginevrie des Frigoris, von Orleans in einem Brief an Horace Wallpole ausgesprochen so formuliert hat: „In mir finde ich nichts als das Nichts, und es ist eben jenes Nichts, das in das Nichts zu finden, was es das Glück bedeuten muß, ihm nie entfliehen zu sein.“ In Zeiten raffiniertester Kultur bedrängt sich sogar der Frauen ein solcher Nihilismus, die ihm an viel länger positiven Widerstand leisten als der Mann. So war es vor der Revolution in Frankreich,

Kommentare zur Krisis.

Die Mehrzahl der gestrigen Berliner Morgenblätter kommentiert die Nachricht von Demissionssuche des Fürsten Bülow zunächst nur kurz. Die „Kreuzzeitung“ behauptet, daß sie sich über die Entlassung des Kanzlers keine und daß sie „keinen Anlaß zu einem Richter des Fürsten Bülow zu erkennen“ bemängelt. Die agrarische „Deutsche Tageszeitung“ lehnt sich schlicht ab. Der „Vorwärts“ nennt den Schritt des Fürsten Bülow „eine Gabelnabe“ und sagt: „Die Demission erscheint mir als letztes bezweifeltes Mittel, selbst auf die unwürdigste Art Kanzler zu bleiben.“ Die demokratische „Berl. Morgenpost“ meint: „Nachdem Fürst Bülow den Kaiser in die Beratung verlegt, er werde eine brauchbare Finanzreform zustande bringen, handelt der Kaiser selbstständig verhandelt, wenn er dem Kanzler das in diesem Augenblicke formale Aufschubrecht verleiht, das ihm die Annahme der Demission gelassen hätte.“ Die „Tägliche Rundschau“ erklärt: „Der Kanzler wird gehen, wenn ihm auch das Gebot seines kaiserlichen Herrn und die Verantwortung gegenüber dem Reiche noch einige Zeit auf seinem Rücken zurückfällt. Er wird gehen, weil die Konserverativen, ungenügend seiner Verbienste und seiner gerade ihrer Partei so förderlichen und wehrhabsüchtigen Tätigkeit, den Zentrumspartei die bei seiner Beteiligung geleistet und sein Werk, den Volk, zerfallen haben, und weil er nach seiner ganzen Vergangenheit die neue konservativ-liberalpolitische Politik nicht mitmachen konnte. Wie wir erfahren, hat der Reichskanzler in seiner dreihändigen Unterwerfung mit dem Kaiser ausbrücklich betont, daß er kein Aufschubrecht einreichen müsse, weil die Konserverativen ihn in die Ecke gelassen hätten.“

Die Auffassung in Frankreich.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 27. Juni.
In langen Telegrammen über die Unterwerfung des Kaisers mit dem Fürsten Bülow in Kiel wird in der hiesigen Presse der Sonntagartikel des „Berliner Tageblatts“ wiederholt und als zuverlässiger Kommentar zur Lage bezeichnet. „Echo de Paris“ sagt als eigene Ansicht seines Korrespondenten den Ausdruck der Ueberzeugung hinaus, daß Bülow in Kiel seine unerbittliche Demission angeboten habe, nachdem er eben erst in Berlin verhandelt hat, er hätte es für seine Pflicht, erst später zu gehen. Der Korrespondent meint, der Grund zu dieser unerwarteten Demission liege in einer Wendung des Gesprächs zwischen dem Kaiser und dem Kanzler zu finden. (Wir glauben, versichern zu können, daß diese Ansicht irrig ist. Die Redaktion.)

Der französische Kommentar zur deutschen Krise hat noch folgende zu nennen. „Humanité“ sagt in jedem Fall eine Stärkung der sozialistischen Bestrebungen voraus und hofft, daß die „Verfassung der Demokratie Frankreichs“ bald auf die Tagesordnung kommen wird. Jubel im „clair“ findet, daß das Regime der Ministerverantwortlichkeit vor dem Parlament nicht in Deutschland triumphierte. Bülow sei mehr als ein Minister der Krone in einer monarchischen Staatsverfassung. Aus dem Artikel des „Temps“, der die Unterwerfung traktat „Kaiser, Kanzler und Reichstag“, seien einige markante Stellen zitiert: Der „Temps“ erinnert an das erste Mal im Laufe der letzten Monate, als der Kanzler seine Entlassung erbot: „Dannals wollte er ein Versehen seiner Beamten denken. Derselbe be-

so wird es in Amerika und auch anderswo. Hier die geistig kultivierte, körperlich ausgereifte, aber zur Unzufriedenheit verurteilte Amerikaner. Ihr gegenüber der mit Geschäften überhäufte, physisch und geistig abgelebte Mann. Dazu die „Wegener“.

Das nenne ich eine „weiße Gefahr“.

Nach einer zweiten „weiße Gefahr“ kommt hinzu. Wie das vorrevolutionäre Frankreich erst wurde für Engländer, St. Germain und Wiesner, so wird dieses „Humanité“ heute reich für die Mission. Die Parallele ist in dieser Zusammenhang durchaus gerechtfertigt. So ungerade sie auf den ersten Blick auch scheinen mag, denn nirgends macht sich auf dem Arbeitsgebiet der christlichen Kirchen die Gefahr anzureichend so breit wie in der Mission; und nun gar in Amerika. Man muß amerikanische Missionsschulen kennen, um zu wissen, wie ihre Tätigkeit nicht gebildet, sondern droht werden. Das einer alle bisherigen Handgriffe des Erziehungswesens lernt, ist gar oft viel wichtiger und entscheidender als jede geistige Bildung. Und in diesen Handgriffen werden die Leute dann nicht auf Missionen, sondern auf Märkten losgeschleudert. Man muß ihre Arbeit in Affen selbst gesehen haben. Mit einer Ueberhebung, wie sie je recht den Charakter darstellt, treten sie diesen alten Völkern gegenüber, und ihre Unbill ist gemeinhin bemerksprechend. Die Ungleichheiten unter ihnen führen dann ein angenehmes Aussehen, die Begabten machen ihren Anforderungen, um sich über ihre wahre Position hinwegzusetzen und steigern sich in eine religiöse Hysterie hinein, und die sie sich und andere dergleichen. Und findet dann ein jüngerer Mensch Ansehens, daß sie an die tatenhungrigen untauglichen Frauen und Mädchen der guten Gesellschaft, dann ist es nicht mehr weit nach Chinatown und allen, was damit zusammenhängt. Dieser weißen Gefahr wäre nicht einmal das Berliner Schneckenviertel gewachsen, geschweige denn jene Chinatown in New-York. Ich erinnere mich noch sehr wohl aus meiner Studentenzeit zu einer Berliner Ghastlosität in Missionen gewandt. Auch er hatte es auf die Mission abgesehen, und seiner faszinierenden Verheerung sind damals auch einige untaugliche Damen der guten Gesellschaft erlegen. Gerade unter den Missionen gibt es mehr Abenteurer, als man denkt, und gerade sie sind, wie auch sonst in der Welt, meist die begehrtesten in ihrer Schicht. Missionen werden, das ist für manden armen Knaben daselbe wie der Traum von Afrikaerfahren für phantastische Knaben aus wohlhabender Familie. Und in Amerika findet der Missionar noch leichter als in Europa den Ansehens in die Plutokratie. Außer im alten Wuzang hat sich wohl noch nie eine Kirche so stark an den Geldbesitz und an das ihm zugängliche Kapital angeknüpft, wie manche amerikanische Missionen es heute tun.